

Giechener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giechener Anzeiger (General-Anzeiger).



In Sturm und Stille.

Roman von Max Treu.
(Fortsetzung.)

Allen den scharfen Augen, die auf die Wege, die von der Altmark hinaufführten zur guten Stadt und alten Festung Magdeburg, Obacht geben, war es entgangen, daß zwei Reiter in bürgerlicher Kleidung eines schönen Tages die große Straße nach Magdeburg entlang geritten waren. Und wer sie etwa beobachtet hatte, dem waren sie jedenfalls nicht auffällig gewesen.

So geschah es, daß der Gouverneur und Kommandant von Magdeburg zwei Schreiben erhielt, das eine an Se. Majestät den König von Westfalen gerichtet und mit der Bitte um sichere Weiterbeförderung übergeben, das andere für ihn selbst bestimmt.

Er öffnete das letztere und las es, um es dann ärgerlich auf den Tisch zu werfen.

„Sapristi!“ sagte er verdrießlich zu seinem Stabschef, „wenn man mich doch nur von diesem verdamnten Posten als Kommandant hier erlösen wollte! Man weiß nicht mehr, was man machen soll. Aus Paris und Kassel gehen mir fortwährend Weisungen zu, milde und vorsichtig zu verfahren und Gewalt nur dann zu gebrauchen, wenn tätliche Angriffe gegen unsere Leute stattfinden sollten; man müsse darauf achten, heißt es jedesmal, daß man sich im Rücken der bald nach Rußland marschierenden Armee kein zweites Spanien und keine zweite Vendée schaffe. Und hier schickt mir der Wellingerode den Befehl, ich solle den Linauer Baron, den Sormitz, festnehmen und ihm den Prozeß machen lassen.“

Der Kommandant ging heftigen Schrittes im Zimmer auf und ab.

„Ordre, contreordre, desordre.“ fuhr er dann fort. Man hätte übrigens auch etwas Besseres tun können, als gerade diesen — er spuckte aus — „Grafen Wellingerode hierher zu schicken. Bei dem Ruße, der ihm vorangeht, ist er der schlechteste Unterhändler in delikaten Aufträgen. Und hat der überhaupt Vollmacht zu einem solchen Befehl? Daß der Linauer Baron an der Spitze der Rebellen steht, wissen wir längst, aber daß er die Schuld tragen soll, wie Wellingerode schreibt, daß man drei seiner Reiter an die Bäume gebunden hat, — davon wissen wir gar nichts. Ich werde mich hüten, hier auf eigene Verantwortung den Funken ins Pulverfaß zu werfen.“

Und er beschloß, zunächst in Kassel um Verhaltensmaßregeln gegenüber dem Wellingerodischen Auftrage zu bitten. In dem Schreiben an den König von Westfalen aber stand folgendes:

„Eurer Majestät

beehre ich mich untertänigst zu berichten, daß ich bei der Durchführung der Befehle Eurer Majestät hier auf den entschiedensten Widerstand gestoßen bin. Der Baron von Sor-

mitz weigert sich, die Gnade der Majestäten anzunehmen, und hatte sich mir gegenüber offen als Preußen hingestellt. Das Fräulein von Dasso, das eine Liebchaft mit dem von Sormitz zu haben scheint, weigert sich, dem ehrenvollen Ruße nach Kassel zu folgen, und hat mir ein kategorisches „Niemals“ zur Antwort gegeben. Bei dem von Sormitz halte ich alle weiteren Verhandlungen für aussichtslos; dem Fräulein von Dasso gegenüber werden sich Mittel und Wege finden, zum Ziele zu gelangen. Nützig ist aber dazu vor allem, daß der von Sormitz hier von der Bildfläche verschwinde.

Ich brauche der erhabenen Einsicht Eurer Majestät hierüber gewiß keine näheren Andeutungen zu machen und werde daher von der Vollmacht, die mir Eure Majestät schon vor Jahren gegeben haben, in allen solchen Dingen nach eigenem Ermessen zu handeln, auch im vorliegenden Falle Gebrauch machen. Um ganz sicher in der Ausführung der mir übertragenen Befehle zu gehen, erlaube ich mir die untertänigste Bitte, den Kommandanten von Magdeburg anzuweisen, mir weitere 100 Mann Kavallerie zur Verfügung zu stellen.

Eurer Majestät untertänigster
Graf von Wellingerode.“

Das hochadelgeborene Fräulein Dubovika Nemiliane von der Mott feierte ihren Geburtstag.

Das war ein Feiertag für die ganze Umgebung des Stiftes. Seit Jahrhunderten schon war es von jeder Weibsbildin so gehalten worden. Alle Dorfarmen wurden reich beschenkt; die Kranken und die, die sich in vorübergehender Not befanden, erhielten reiche Gaben an barem Geld, an Wein und kräftigen Speisen, an Getreide für die Aussaat, an Futter für das Vieh. Etwaigen Schuldnern des Stiftes pflegten an diesem Tage ihre Schulden ganz oder teilweise erlassen zu werden.

Am frühen Morgen erschienen im Hofe des Stiftes die Schulkinder mit dem Schulmeister und sangen feierliche Geburtstagskantaten, deren besserer Abschluß jedesmal in schweren Tellern voll Kuchen und großen Gefäßen voll Milch bestand.

Im Stifte selbst aber gab die Äbtissin an ihrem Ehrentage ein „Grand-Diner“. Im großen, hellen, von mächtigen Säulen getragenen Speisesaale, der sonst nur selten benutzt wurde, fand es statt. Der gesamte Adel der näheren Umgebung war geladen, die Geistlichen der nahen Dörfer ebenfalls, und wenn das Diner begann, blies Böttchers Friße aus Linan einen schmetternden Taus auf einer alten, verrosteten Posaune, die für gewöhnlich ihren Platz hinter der Orgel in der Dorfkirche hatte und dort das ganze Jahr über in frommer Beschaulichkeit unangefochten ihr Dasein zubrachte. An diesem Tage aber wurde sie hervorgeholt. Das war ein altes Privileg der Familie Böttcher, und kein Kaiser und kein König konnte zäher auf seinen Privilegien bestehen, als die Familie Böttcher auf dem ihren. Und ob die Tischgäste sich sämtlich vor Entsetzen die Ohren zuhielten, ob die Konventualinnen sich in die entferntesten Zimmer flüchteten, um ihre Ohren vor dem grausamen Geschmetter zu bewah-

ren, ob die Domina heftig wettete über den „Teufelssingen und seine vermalte Blaferei“, ob alle Dunde ringsum jämmerlich zu heulen anfangen, — tat alles nichts, Böttcher's Frise blieb fünf Minuten lang, nicht mehr und nicht weniger, und das Privileg und die Ehre der Familie Böttcher war gerettet. Darnach aber erhielt Frise einen blanken Taler, einen großen Teller voll Braten nebst Kartoffelsalat und einen Schoppen Bier. Und nachdem er sich das alles in Ruhe und Behagen zu Gemüte geführt hatte, sagte er „Adiós“, ging ab und brachte die Posaune auf ihren alten Platz. Der Glanzpunkt des Tages war damit vorüber.

So auch heute. Nach dem nervenschüttelnden Gesmetter hatte sich die Tischgesellschaft im Speisesaale zusammengefunden. Daß Hans Joachim von Sormis nicht fehlte, braucht nicht erst erwähnt zu werden. War er doch nicht nur der nächste Nachbar, sondern auch der nächste Verwandte der Domina, der Sohn ihrer längstverstorbenen, von ihr heißgeliebten Schwester.

Aber auch der Graf Wellingeroode war da.

Und das war nicht so selbstverständlich gewesen. Die Domina hatte im stillen gehofft, daß er nach der deutlichen Absage, die er von Fräulein von Daffow erhalten, dem Stift Hohenbergen möglichst schnell den Rücken kehren und Rehböcke und Schneepfen vergessen werde. Aber dem war nicht so. Er blieb. Ein Tag nach dem anderen verging — jetzt war er schon zehn Tage da — er machte keine Miene zum Abzug.

Da er nun noch da war, so hielt sich die Keblissin nach manchem inneren Widerstreit für verpflichtet, ihn zum Geburtstagsdiner einzuladen. Die äußere Form sollte dem Gaste gegenüber unter allen Umständen gewahrt werden, — das glaubte die alte Dame ganz einfach der Würde und dem Ansehen ihres Stiftes schuldig zu sein. Der Graf aber hatte nicht den Laft befehlen, vielleicht auch nicht befehlen wollen, die Einladung unter irgend einem plausiblem Vorwand abzulehnen; er war gekommen, und die wenig freundlichen Blicke, die von allen Seiten auf ihn gerichtet waren, sowie das frostige, zurückhaltende Benehmen der Gäste ihm gegenüber schienen ihn nicht zu kümmern.

Auch die beiden Offiziere der Kavallerie-Abteilung, den Kapitän de Salignac und den Lieutenant de Charrier, hatte die Keblissin konsequenterweise wohl oder übel einladen müssen.

Und auch Fräulein Beate von Daffow fehlte nicht. Das aber war der schwierigste Punkt des ganzen Programms gewesen. Als die junge Dame gehört hatte, daß Wellingeroode an der Tafel teilnehmen werde, hatte sie zunächst runderaus erklärt, dann könne sie sich unmöglich daran beteiligen. Wenn Wellingeroode mit ihr zusammen an einem und demselben Tische säße, so gäbe ihm das ein gewisses Recht, sich ihr zu nähern und ihre Unterhaltung zu suchen. Und das wollte sie auf jeden Fall vermeiden.

Die Domina konnte ihr im stillen nicht unrecht geben. Aber andererseits ärgerte es sie, daß der frohe, leichte Sonnenschein, der von Beate zur Freude des ganzen Stiftes ausging, an diesem Tage fehlen und in seinem Kämmerlein eingesperrt sein sollte, und noch mehr wärmte es sie, daß daran gerade der „Maler“, der Wellingeroode, schuld sein sollte, der ihr damit ihren Ehrentag halb verdirbt. Sie gab sich alle Mühe, Beate zu überreden, — vergeblich.

Da war sie aufgestanden, hatte ein paar mal energisch auf ihre Tabakdose geklopft und trocken gesagt:

„Na gut, dann werde ich dir den Hans Joachim von Sormis schicken.“

Und trotzdem Fräulein Beate sich hocherröthend abgewendet, hatte die Domina ihr den „Hans Joachim von Sormis“ geschickt. Und er mußte es wohl verstanden haben, alle Bedenken des zierlichen Starksöpfes zu beschwichtigen, denn bevor er wegritt, hatte er zur Tante Keblissin gesagt:

„Sie kommt, Tante. Aber — du mußt sie bei der Tafel neben mich setzen.“

Dalb ernst, halb scherzend, hatte ihm die Domina gedroht, — aber bei Tisch hatte Fräulein Beate von Daffow richtig ihren Platz zur Rechten des Jungheeren von Sormis gefunden. Und darob lag auf den Zügen der beiden der helle Sonnenschein, und sie wurden gar nicht müde, die Köpfe zusammenzustecken und sich Neuigkeiten von offenbar erschrecklichster Bedeutung zuzusüstern.

Weitab von ihnen, so daß jede Unterhaltung ausgeschlossen war, saß Wellingeroode zwischen seinen beiden Offizieren. Er beobachtete die beiden scharf und gespannt; es wurde ihm jetzt vollständig klar, daß zwischen den jungen

Leuten nicht nur gesellschaftliche Beziehungen bestehen könnten.

„Wir werden bald noch eine Verlobung erleben,“ sagte er leise zu Salignac und ließ seine Augen in der Richtung nach Sormis und Beate gehen.

Der Kapitän nickte.

„Allem Anschein nach, Herr Graf.“

„Aber abwarten,“ fuhr jener fort, und ein böser Zug huschte über seine Lippen.

Jetzt klopfte jemand an das Glas. Es war der alte Herr von Lihbuer, Hans Joachim's Gutsnachbar. Es bestand die Sitte, daß bei dem Geburtstagsdiner stets der älteste Herr an der Tafel das Wohl des Geburtstagskindes ausbrachte; diesmal war es Herr von Lihbuer.

Schweigen entstand. Sogar Hans Joachim und Beate hörten auf zu tuscheln. Alles sah erwartungsvoll auf den Redner.

So aber sprach Herr von Lihbuer:

„Verehrte Damen und Herren! Immer, wenn wir an diesem Tage an dieser Stelle beisammensitzen, wissen wir, daß wir uns in Räumen befinden, durch die ein ebenso kraftvoller wie liebenswürdiger Geist weht, — der Geist unserer hochverehrten Frau Keblissin, des hochadelgeborenen Fräuleins Ludovila Nemiliane von der Rott. Wir wissen aber auch, daß dieser selbe kraftvolle Geist weit über die Mauern des Stiftes hinausgeht, daß er es ist, der in unseren Landseuten wirkt und schafft, und daß er es ist, der sie alle tapfer zusammenhalten sieht, wie ein Mann. Sie, hochverehrte Frau Keblissin, sind dieser Landschaft eine Mutter, und wie eine Mutter werden Sie von jung und alt verehrt und geliebt. Aber Treue um Treue. Was Sie jenen sind, das sind jene auch Ihnen. In Ihrem stillen Walten streuen Sie eine Saat aus, die einst herrlich aufgehen wird, wenn die Zeit erfüllt ist. Daß sie bald kommen möge, diese große Stunde, das ist der Herzenswunsch, in dem ich alles niederlege, was an diesem Tage sich in mir bewegt und regt. Ja, daß sie bald kommen möge, diese große Stunde, damit wir im nächsten Jahre an diesem Tage alte, liebe Bahnen wehen sehen!“

Er schwieg.

Die Gläser klangen aneinander, und von allen Seiten wurde die Domina nun beglückwünscht und ihr die Hand geschüttelt.

In dem Wirrwarr, der dadurch an der Tafel entstand, beachtete man es nicht, daß Wellingeroode durch einen Diener hinausgerufen wurde. Auf dem Korridor draußen traf er einen Offizier, der ihm ein Schreiben übergab und dienstlich meldete:

„Kapitän de Breville mit 100 Mann zu Ihren Befehlen soeben aus Magdeburg eingetroffen, Herr Graf.“

Ein Mißgeschick aus Wellingeroode's Augen.

„Ich danke Ihnen. Lassen Sie die Leute auf der Wiese zwischen dem Stift und dem Wald ein Zeltlager beziehen. Sie werden bald weitere Befehle erwarten, Herr Kapitän.“

Der Offizier verneigte sich und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mäzen.

Komödiengeschichte von Paul Ernst.

Der Schauspieler braucht den Direktor, denn wer sollte ihn wohl sonst die Gage bezahlen? Der Mann braucht die Frau, denn wer locht ihn sonst das Essen, sticht und wascht seine Sachen? Der Schuster braucht den Lederhändler, denn wie soll er ohne Leder Schuh machen? Der Dichter braucht den Mäzen.

Er braucht unbedingt den Mäzen.

Aber jeder Schauspieler findet seinen Direktor, jeder Mann seine Frau, jeder Schuster seinen Lederhändler, nur der Dichter findet nie seinen Mäzen. Man hat schon die Ansicht geäußert, der Mäzen sei überhaupt nichts Wirkliches, er sei nur eine Idee, er sei nur etwas Rehnliches, wie für den Dramatiker heute die Bühne, die ihn aufführt, oder wie für das Kamel im Wüstensande die Flasche mit Wasser, welche der Reiter an einer Angelrute ihm vor den Augen kummeln läßt; das Kamel glaubt, es braucht nur einen Schritt zu machen, dann hat es die Flasche, aber die Flasche geht mit, wenn es schreitet, und so schreiet und läuft und eilt und rennt das Kamel, bis es in der Stadt angekommen ist, wo der Reiter seine Geschäfte zu besorgen hat; der zieht felsenruhig die Angelrute ein, entfort die Flasche und trinkt sie selber aus.

Diese Ansicht ist falsch. Es gibt einen Mäzen.

Belgo kommt zu dem Dichter und erzählt ihm, daß aus dem nördlich liegenden Lande, wo die Leute in hölzernen Häusern wohnen, dumm sind und viel Geld haben, ein Mann angekommen ist, der eine große Brille trägt, sehr tugendhaft ist und ein großes

Buch über die Dichter schreiben will, welche Theaterstücke ver-
schickt haben. Der Doktor hat ihn kennen gelernt, und als er
ihn zum zweitenmal auf der Straße begegnet, macht der Fremde
ein verlegenes Gesicht, nur, als ob er den Dichter nicht sieht und
schämt sich schnell in eine Nebengasse; er hat den Doktor für einen
richtigen Doktor gehalten und hat sich geschämt, daß er noch nicht
frank gewesen ist. So zartfühlend ist der Fremde. Durch den
Doktor hat Velio die Bekanntheit gemacht. Velio kennt seine
Leute. Er hat ihn einfach sofort angegrüßt.

Wie?
Er erzählte ihm, es hat ihm geträumt, es geht ihm bitter
schlecht, er muß Bindfaden essen statt Makkaroni, und Bindfaden
ist schwer verdaulich und hat keinen Nährwert, es ist ein Selbst-
betrug, wenn man Bindfaden isst. Also er träumt weiter, er
pumpt den Fremden an, um einen Studo, um sich Makkaroni zu
kaufen, und der Fremde verspricht ihm den Studo, nur, er
hat das Geld gerade nicht bei sich. Nun, der Fremde wird ver-
legen, wie ihm Velio den Traum erzählt, er wird rot, er ent-
schuldigt sich, er habe ganz vergessen, daß er Velio den Studo
versprochen, und was tut er? Er zieht seine Börse, nimmt den
Studo und gibt ihn Velio. „Das ist der Mäzen,“ sagt Velio zu
dem Dichter; und so nimmt er denn den Dichter unter den Arm,
weil er doch den Fremden gut kennt, und führt ihn zu dem
Fremden hin.

Der Fremde ist ärgerlicher Stimmung, wie die beiden kommen.
Sein Wirt liebt die Komödianten nicht und sagt ihm immer,
die Komödianten betrügen ihn. Er hat vom Direktor ein Kaninchen
gekauft, ein abgerichtetes Kaninchen, das so brüllte wie ein Löwe
und dem der Direktor das Fressen abgewöhnt hatte, wodurch
es natürlich sehr billig zu unterhalten war, denn was braucht ein
Kaninchen sonst. Das Kaninchen hatte bei dem Fremden aber
nicht gebrüllt, sondern hatte sich hingeliegt und war gestorben. Der
Wirt hatte den Fremden aufgereizt, daß er zu dem Direktor ging
und sich beklagte; der Direktor schüttelt den Kopf und sagt: „Ge-
horchen? Höchst merkwürdig! Das hat das Tierchen bei mir nie
getan!“ Wenn der Direktor das sagt, dann ist es auch wahr.
Der Fremde macht dem Wirt Vorwürfe, daß er ihn in eine pein-
liche Lage bringt, und ist ärgerlich.

Aber er wird gleich freundlich, wie Velio ihm den Dichter vor-
stellt. Er freut sich sehr, den Dichter kennen zu lernen. Der Dichter
erklärt, daß die Fremde auf seiner Seite ist. Der Fremde spricht
sehr schön über das Theater, der Dichter spricht sehr schön über die
Wissenschaft. Der Fremde findet, daß das Theater dem Leben
einen Spiegel vorhält. Der Dichter findet, daß die Wissenschaft
eins verliert. Der Fremde findet, daß das Theater die Sitten
bessert. Der Dichter findet, daß die Wissenschaft den Menschen von
Vorzurteilen befreit.

Der Fremde nimmt den Dichter an die Hand und führt
ihn in eine Kammer. Dort hat er auf Brettern sich Bücher auf-
gehieft, alte Bücher und neue, in Sehwinsleder und Pergament
gebunden, und lose gehetzte, die zerfallenen, wenn man sie in
die Hand nimmt große Bücher und kleine, dicke und dünne, gedruckte
Bücher und geschriebene Bücher. Auf diese Bücher ist er sehr stolz,
denn sie enthalten alle Komödien, und am höchsten ist er auf
die geschriebenen Bücher. Er hat sie überall zusammengekauft,
auf dem Trödelmarkt, bei den Krämem, welche einfach ein Blatt
aus einem alten Buch reihen, eine Dille daraus machen und für
einen Soldo Zinmettsüte hinnehmen; er hat sie auch bei Buch-
händlern gekauft. Alle diese Bücher braucht er, weil er ein Buch
über sie schreiben will. Velio muß sich bewähren, um nicht laut
zu lachen, den Dichter aber hat eine tiefe Aehnung erfaßt, denn
er sieht einen dicken Band, in welchem er Schatzkiste von sich
selber geschrieben hat; er hat den Band einmal für ein Viertel
Bündel bei einem Krämer verkauft. Nun findet er ihn bei dem
fremden Gelehrten, und auf diesen Band legt der fremde Gelehrte
einen besonderen Wert, denn die Stücke, welche er enthält, sind
sehr schön und sind noch nie gedruckt, und stammen von einem
Dichter, den die gelehrte Welt noch nicht kennt. Die Tränen des
Dichters fließen, aber er wagt nicht zu sagen, daß er selber diese
Stücke gedichtet hat; das ist ja auch schon so lange her, daß er
diesen Band geschrieben hat, damals war er noch ein ganz junger
Mann.

„Ja,“ sagt der Fremde, „Tränen könnte man Weinen, wenn
man sieht, wie schön diese Stücke sind; und nun ist der Name dieses
Dichters unbekannt, die Wissenschaft weiß nichts von ihm. Welch
ein Verlust ist das!“

Schüchtern sagt der Dichter, er glaube, daß er den Verfasser
gesehen habe, nein, er glaube nicht nur, er wisse es. Der Fremde
fragt erregt, der Dichter antwortet mit zitternder Stimme. Der
Fremde will die Stücke drucken lassen, er will sie auf schönem Pa-
pier drucken lassen mit Kupferstichen von berühmten Künstlern,
er will ihnen wissenschaftliche Untersuchungen beigegeben, in welchen
er nachweist, welches die Vorgänger des Dichters waren, woher
er seine Stoffe hat, in welchem Kreise er gelebt hat; dem Dichter
wird schwindlig, nun sollen also seine Stücke gedruckt werden!
Er ist verwirrt, daß er nicht gesagt hat, daß sie von ihm sind.
Der Fremde fragt ihn nach dem Verfasser aus, der Dichter nennt
einen Namen, der ihm einfällt, er sagt, der Polizeihauptmann
Tromba habe sie geschrieben, der vor kurzem gestorben ist. Der
Gelehrte findet seine Vermuthungen bestätigt, er fragt weiter, und
der Dichter erzählt von Tromba, was er von Tromba weiß, daß

er ein guter Mann war, und daß er nur eine Tochter hatte; und
daß ihn alle Leute geliebt haben, auch die Spitzbuben, denn er
war ein unangänglicher Mann; und so erzählte er allerlei.

Endlich sagt Velio, daß der Dichter selber auch viel geschrieben
habe, weil die Trunze doch schon seit dreißig Jahren immer nur
seine Stücke aufführe. Der Dichter macht eine abschneende Hand-
bewegung und erklärt, seine Stücke seien zu unbedeutend; aber
Velio erzählt dem Fremden den Inhalt eines Stückes und schildert
ihn, was für eine Rolle für ihn darin gewesen ist; der Fremde
will nun auch die Stücke des Dichters lesen; der Dichter sieht ein,
daß er dann an der Gleichheit der Handschrift erkennen wird,
daß auch der Band, den er selber hat, von ihm ist; er macht
Ausflüchte, sagt, seine Handschrift sei zu schlecht, seine Stücke
seien immer auf einzelne Blätter geschrieben, er könne nichts
zusammenfinden; der Fremde wird eindringlicher. Velio weiß
von einem Schreiber, der sie für billiges Geld schon abschreibt, wie
gestochen schreibt er, mit der Lupe kann man seine Schrift ansehen,
der eine Buchstabe gleicht dem andern; und kurz und gut: der
Fremde nötigt dem Dichter ein großes Paket feinstes holländisches
Konzeptpapier mit dem Wasserzeichen der Lise auf und ein Gold-
stück, er soll seine Stücke dem Abschreiber geben, damit er sie mit
seiner schönen Handschrift auf das Papier schreibt, und wenn er
für ein Goldstück abgeschrieben hat, so soll er dem Fremden seine
Abschriften bringen, der wird ihm dann wieder ein Goldstück geben,
damit er im Abschreiben fortfahren kann.

Velio verläßt mit dem Dichter den Fremden und erklärt dann
auf der Straße: „Was habe ich gesagt! Ein Mäzen!“ Der Dichter
nickt still mit dem Kopf und schleppt schwer an dem Paden Konzept-
papier.

Der Wirt, bei welchem der Fremde wohnt, schenkt einen guten
Wein, und obwohl er die Komödianten immer bei dem Fremden
anschwärzt, finden die es doch anständig, daß man ihm das Geld zu
verdienen gibt, das von dem Fremden kommt, weil der ja bei
ihm wohnt. Der Dichter möchte zwar gern seine Stücke auf das
schöne Papier abschreiben lassen, denn wenn schon die alten Jugend-
werke dem Fremden so gut gefallen haben, die er eigentlich schon
lange vergessen hatte, dann werden ihm die späteren doch erst recht
gefallen, und er wird sie auch drucken lassen, auf schönem Papier
und mit Kupferstichen, und diesmal aber mit dem Namen des
Dichters, denn zum zweitenmal ist man natürlich nicht so dumm,
daß man seinen Ruhm dem Hauptmann Tromba überläßt, noch
dazu, ohne daß man einen Soldo davon hat. Aber die Komödianten
finden das ganz überflüssig, daß man die Stücke druckt, denn dann
sollen sie bloß von den anderen Trunzen auch gespielt werden, und
so wird der Dichter dann überstimmt, und alle steigen in den Keller,
wo der Wirt sie mit Vossrädern empfängt, denn er weiß schon, daß
der Fremde ihnen Geld gegeben hat.

Velio bestellt. Er bestellt eine Fritto. Der Wirt hat einen
ausgewählten Gessane, einen Gessane, fünf Jahre lang hat
ihn der Wirt im Keller gehabt, er hat nie an das Faß gerührt,
er hat nicht ausgeführt, der Verlust war ihm gleichgültig, ihm kam
es auf den Gessane an; und das ist dann auch ein Gessane
geworden! Also Gessane bestellt Velio. Der Wirt hat ein Bid-
lein, er bringt es an, es wiegt es in der Hand, er hebt ein
Weinchen hoch und läßt es fallen; die Mutter kennt er; das ist
eine Siege; drei Liter Milch gibt sie täglich; wie Kuh schmeckt die
Milch, wenn man die Milch getrunken hat, dann ist einem jede
andere Milch ekelhaft, man kann sie nicht mehr riechen! Drei
Wochen ist das Bidlein bei der Mutter gewesen, das ist aber auch
Fleisch! Es vergeht einem auf der Junge, zu einem brauche man gar
nicht, man schmeckt nur! Also Velio bestellt auch das Bidlein.
Der Wirt hat einen Montepulciano. Hier fällt ihm der Dichter ins
Wort. Er bestellt auch Montepulciano.

Und so setzen die Komödianten denn einen Speisestiel an
und suchen die Getränke dazu aus, und wenn auch vielleicht nicht
alles so recht zusammen stimmt, denn sie suchen nur das aus, was
der Wirt gerade hat und ihnen ansteht, so finden sie doch das
Essen sehr schön und der Wirt sehr schön, und sind alle sehr
betriebligt und kommen alle in eine frohliche Stimmung.

Am Ende aber macht Velio die Rechnung mit dem Wirt, und
weil der Wirt genau weiß, was sie von dem Fremden bekommen
haben, so macht die Rechnung etwas über ein Goldstück aus, und
so nimmt er dann das feine holländische Konzeptpapier mit in
Zahlung.

Der Fremde ist am anderen Morgen verdrießlich, denn er hat
die Nacht nicht schlafen können, weil die Komödianten natürlich
einen sehr großen Speisestiel gemacht haben. Aber wie er dem
Wirt Vorwürfe macht, da sucht der mit den Köpfen und bringt das
feine holländische Konzeptpapier zum Vorschein, und erzählt, daß
die Komödianten alles verzehrt haben, was er dem Dichter gegeben
hat, und macht dazu moralische Bemerkungen, daß der Menschen-
kenntner weiß, mit was für Leuten er zu tun habe, und als Wirt
müsse er freilich gegen jeden Hülfs sein, der zu ihm komme, das sei
seine Pflicht, dafür sei er Wirt, und ihn gebe es ja nichts an, woher
die Leute das Geld haben, das sie bei ihm verzehren, seine Ware sei
verloren, und Unruh werde bei ihm nicht gebildet, eine anständige
Deinerkeit freilich könne er den Leuten nicht verbieten; und so
spricht er weiter, indessen der Fremde sich in sich hineinregert,
denn er ist misstrauisch geworden gegen die Komödianten und ist
jetzt geneigt, Velio und den Dichter für zwei abgestimmte Hochstapler
zu halten.

Dem Dichter ist es natürlich peinlich, den Fremden wieder zu befehlen; dieser hätte vielleicht über alles aufgeklärt werden können, wenn er seinerseits den Dichter besucht hätte; aber daran hindert ihn sein Vorurteil. So reißt er denn wieder ab aus Rom, ohne daß er die Werke des Dichters kennen lernt. Nur den Band der Jugendlit. dramen, die er für Schriften des Hauptmann Tromba hält, nimmt er mit.

Wie wir wissen, wollte er sie herausgeben; und da von dem Dichter sonst nichts gedruckt ist, so würde der heutige Leser, wenn er sich durch einen Antiquar, der gute Verbindungen hat, ein Exemplar der Werke des Hauptmanns Tromba verschaffte, sich eine Vorstellung von den Dichtungen des Dichters machen können und brauchte dem Erzähler nicht auf's Wort zu glauben, daß er ein guter Dichter war.

Aber der fremde Gelehrte war ein sehr gründlicher Mann. Er arbeitete lange Jahre an den Untersuchungen über die Persönlichkeit Trombas, den Stil seiner Dramen, seine Quellen, seine Vorgänger und Nachahmer, und die Arbeit war noch nicht beendet, als er starb. Seine Erben aber verkauften seine Bibliothek und seine Handschriften, und so kamen denn die Jugenddramen des Dichters zum zweitenmal zum Krämer, und diesmal wurden sie nicht wieder gelehrt; der Krämer riß Blatt für Blatt aus dem Buch und machte Tinten aus ihnen, für ganzen Pfeffer und gehobenen Pfeffer, für Musikant und Gewürzträger, für Hint und Himmel; und so kommt es, daß wir heute gar nichts von dem Dichter lesen können.

Vermischtes.

* **Wieder militärische Gleichschritte eingeführt** wurde! Daß die deutschen Soldaten „im gleichen Schritt und Tritt“ marschieren, erscheint uns ganz selbstverständlich. Und doch ist man den Gleichschritt zur Zeit des alten Feind für unmöglich, bis man durch den Abgesehen eines Besseren belehrt wurde. Wie der Gleichschritt allmählich zu Ehren kam, das erfahren wir aus einem in diesen Tagen in Carl Neumanns Verlag zu Berlin erscheinenden Büchlein „Merke! Militärisches, was mancher nicht weiß“ in dem der Verfasser Dr. phil. Max Braunow, Oberleutnant a. D., sehr unterhaltliche Anekdote über Ausrüstungsbedürfnisse und Gebräuche in der und Moltke veröffentlicht. Die alten Griechen und Römer kannten bereits den Gleichschritt; so rückten die Spartaner nach dem Klänge der Flöte in den Kampf. Als die Infanterie König Karls VIII. von Frankreich 1495 in Rom einzog, wurden die Schweizer, die in Gleichschritt ankamen, allgemein angefaßt. Die Landsknechte marschierten gleichfalls nach dem Trommelschlag in einer Art von Gleichschritt. Spottend nannten die Spanier den um 1600 bei den Franzosen eingeführten, nach dem Trommelschlag abgemessenen Marsch den „französischen Brautanzug“. Die Holländer kannten den Gleichschritt sowie das Auftreten mit dem kurzen Fuße bereits unter Moritz von Oranien. Im 1720 war ein hessisch-lippisches Regiment im Dienst des Kaisers in Italien. Dort lernten diese Deutschen den Gleichschritt kennen, den sie nun in die Heimat mitbrachten, wo er bei der Infanterie in Hessen eingeführt wurde. In Berlin wollte man an diese Anekdote, von der überall als einer Merkwürdigkeit erzählt wurde, nicht glauben; man hielt es für ausgeschlossen, daß jeder Kerl mit allen andern Kerls denselben Tritt haben könne.“ Da erklärte ein Leutnant von Kalkstein, der in hessischen Diensten gekannt hatte, er wolle den Beweis liefern, wenn man ihm ein paar Soldaten zur Verfügung stelle. Die Probe gelang zur großen Bewunderung der zahlreichen Zuschauer. Und der König befahl sogleich die Einführung des Gleichschritts in der Garde und danach in seiner ganzen Armee.

* **Schützengrabenfieber** — eine neue Kriegs-Krankheit. An der spanischen Front haben englische Heeresärzte eine neue Krankheit beobachtet, die sie als „trench fever“ (Schützengrabenfieber, bezeichnen, und ihre französischen Kollegen haben nun längst, wie einer von ihnen, Dr. Moricheau-Beaudant, in der „Revue“ mitteilt, die Erfahrung bestätigt, daß es sich hierbei um eine neue Infektionskrankheit handelt. Nach kurzer Inkubationszeit beginnt sich die Krankheit zunächst durch heftige Kopfschmerzen, verbunden mit Anfällen von Schüttelfrösten, zu verraten; die Temperatur steigt dabei auf 40 Grad; in den folgenden Tagen sinkt sie etwas und schwankt um 39 Grad herum; und es treten heftige Schweißausbrüche in der Abend- und in den Beinen auf, besonders nachts; es folgt ein dritter Abschnitt des Krankheitsverlaufs, der durch einen mehrfachen Wechsel von mehrtagigen Fieberanfällen und Zeiten gewöhnlicher Körpertemperatur gekennzeichnet ist. Im Laufe eines Monats ist der Krankheitsablauf beendet. Es soll sich nach den bisherigen Erfahrungen um eine gewöhnlich gutartige Krankheit handeln. In einem Punkte stimmen die Franzosen mit den Engländern nicht in der Beschreibung der Krankheit überein. Während die Franzosen eine Schwellung der Milz beobachtet haben, trat diese Erscheinung bei den Kranken, die die englischen Ärzte behandelt haben, nicht auf. Der Erreger des Schützengrabenfiebers ist noch nicht entdeckt worden. Doch soll er in den roten Blutkörperchen der Kranken leben; seine

Übertragung wird auf fliegende und blutsaugende Insekten, besonders Läuse, zurückgeführt.

** Eine Umformung der Shakspeare-Bühne. Aus Hamburg wird uns geschrieben: Das Altonaer Stadttheater hat die experimentierende Tätigkeit in den Aufgaben der Shakspeareinszenierungen mit dieser Spielzeit sogleich wieder aufgenommen und der junge Nachfolger Walter Brüggemann, Dr. Ludwig Berger, baut die künstlerische Hinterlassenschaft noch wieder um einen Schritt weiter aus. Wie er die Idee der Vereinfachung durchführt und alle naheliegenden Mittel ergreift, um einen beschleunigten Ablauf der Szene in seiner neuen Bühneneinrichtung des Lustspiels „Nah für Nah“ zu erzielen, bedeutet jedenfalls eine interessante Bereicherung auf dem Gebiet der Shakspeare-Regie. Er nimmt, indem er sich in seinen Entwürfen an die alte Shakspeare-Bühne anlehnt, den Orchesterraum zur Hilfe und richtet darin eine Art Vorbühne ein, in dem die scharfsten Vorgänge streng getrennt von den ersten, sozusagen ohne Hintergrund und Rahmen zur Darstellung kommen. Auf diese Weise wird allerdings viel an Zeit gewonnen, aber das Verfahren behält etwas Spielerisches und Willkürliches. Die Wirkung der Arbeit Dr. Bergrers auf das Publikum war sehr stark. Er konnte vielen Hervorragenden Folge leisten.

* **Der Arbeitsausschuß der Krieger-Witwen- und -Waisensorge**, Berlin W 30, Mündener Str. 49, gibt seit Beginn des Jahres 1917 eine Zeitschrift „Soziale Kriegs- hinterbliebenenfürsorge“ heraus. Sie enthält u. a. amtliche Erlasse, Mitteilungen über Nationalstiftung, Reichsmarine-Stiftung, Reichsverband für Kriegswitwen und Verträge der amtlichen Fürsorgestellen. Durch die Erörterung schwerwiegender Fragen unter Mitwirkung von in der Fürsorgearbeit hervorragend tätiger Persönlichkeiten dürfte diese Monatschrift für alle interessierten Kreise von allgemeinem Wert sein. Der Jahrespreis beträgt 4 M.; Bestellungen nimmt die Geschäftsstelle entgegen. — Durch dieselbe Stelle können auch die „Schriften des Arbeitsausschusses“ bezogen werden. Heft VII enthält ein Verzeichnis der Fürsorgestellen in Preußen und ist ein wichtiges Nachschlagewerk für alle, deren Arbeit einen Verkehr mit diesen Stellen notwendig macht.

Blätterisch.

Wichtiges Draufgängerium bei derbem, gefassemem Humor: solche Art, die in alten deutschen Volksgebräuchen charakteristisch ist, scheint sich beim bairischen Stamm bis auf heute in einer merklich reineren Form zu haben, wie aus folgenden Epigrammen hervorgeht. In den Kämpfen bei Fromelles (Juli 1916) sah ein Mann, wie sein Feldwebel mit einem riesigen Australier rang, ohne daß einer der anderen unterlegte. „Feldwebel, laß den Kerl ausst, der a'hoit mir!“ rief er und schwang eine Handgranate. Der Feldwebel ließ den Gegner von sich und sprang zurück, und im nächsten Augenblick stog die wohlgezielte Handgranate dem Australier an den Kopf, daß nicht mehr viel Schönheit von ihm übrigblieb. „Da ma!“ sagte der Dreffler und neigte in Stille das nächste Wurfgeschloß vom Gürtel, „wann halts dem seine Jooten (Gesicht) mei' Handgranat'n net ausschalt, hätt' er soll'n drüber bleiben, in Australien.“ — Zwei guten Fremden waren die Schuhe im flandrischen Schlamm schabhaft geworden; auf einer Patrouille kam jedoch der eine zum großen Neide des andern zu einem Paar nagelneuer englischer Stiefel. Das Schuhwerk fand Bewunderung im Graben. „Gehts naus und holts auch auch so was!“ sagte der Patrouillengänger. „Siehst es, Schäfer, bei dir schau'n a'o bald d'Fehle raus!“ Aber da kamen die Engländer selbst, und der Mann schrie seinem Kameraden voll Freude zu: „Schäfer, da kemma deine Schuah!“ — Krowyring Papprecht ließ sich nach der Schlacht bei Fromelles wie mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Mannschaften vorstellen und fragte jeden einzelnen, wofür er es bekommen habe. Ein Oberbayer gab die unwichtige Antwort: „Weil i grad da hin genag bin, wo die mehr anemma san, Königlich Hobeit!“ — Wir entnehmen diese Einzelheiten dem reichhaltigen Heft 139 des „Wölkrieg“ (Herausgeber Dr. E. D. Baer, Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart), das mit dem ebenfalls erschienenen Heft 140 die Kämpfe an der Somme und bei Verdun im Juli 1916 schildert.

Magisches Zahlenquadrat.

Die leeren Felder sind durch Zahlen besetzt zu besetzen, daß in keiner Reihe wagerecht, senkrecht und quer von Ecke zu Ecke eine Zahl doppelt ist und jede dieser Reihen die Summe von 15 ergibt. (Auflösung in nächster Nummer.)

4		
	5	
		6

Auflösung des Würferrätsels in voriger Nummer: Brigadegeneral.